

Kleine Causerie über das Schreiben guter Texte

Vom Wert gelingender schriftlicher Kommunikation

Katrin Burkhalter

Gute Texte schreiben ist wichtig. Dem stimmen wohl alle zu. Unsere Erwartungen an die schriftsprachliche Kommunikation sind zwar hoch, aber meistens implizit. Selbst Schreibere erfahrene können erstaunlich schlecht benennen, was gutes Schreiben und gute Texte ausmacht. Um über das Schreiben als soziale und akademische Praxis nachdenken und uns darüber verständigen zu können, brauchen wir Begriffe.

Schreiben scheint so normal, dass wir uns – jedenfalls hier und heute – kaum je Gedanken darüber machen. Und tun wir es doch einmal, übersehen wir vielleicht, dass Schreiben und Texte zweierlei sind. Das eine ist der Weg zum anderen: Schreiben ist der Prozess, der Text das Produkt. Will man sich über das Schreiben von Texten verständigen, kann es sein, dass man aneinander vorbeiredet. Für den einen zeichnet sich ein guter Text vor allem durch sprachformale Korrektheit aus, für die andere hingegen, dass er verstanden wird, während ein Dritter wiederum einen Text dann gut findet, wenn er flott aus jemandes Feder fließt und gern auch etwas blumig ist. Deshalb erst einmal: Was heisst «Text»? Und was «Schreiben»?

Schreiben und Text

Unter «Text» verstehen wir hier schriftlich fixierte Informationen (Texte können allerdings auch mündlich sein). Zudem gehen wir hier davon aus, dass diese Fixierung mittels Sprache erfolgt (tatsächlich können aber auch mathematische Formeln, Fahrpläne, Stadtpläne, Baupläne oder Musiknoten als Texte verstanden werden). Beschränken wir uns also auf schriftsprachliche Texte. Damit rückt die Sprache in den Fokus, und man mag sich fragen: In welcher Sprache sind denn die Texte geschrieben, an die wir denken, wenn wir nicht viel denken?

Doch erst zur Auffassung von «Schreiben»: Werschreibt, produziert etwas. Wer schreibt, stellt erstens Buchstaben, zweitens Wörter, drittens Sätze und viertens Texte her. Jede dieser Stufen setzt die vorangehenden voraus und geht über sie hinaus. Wer Wörter schreibt, schreibt auch Buchstaben; wer Sätze schreibt, schreibt auch Wörter (und Buchstaben) und so weiter. Wenn nun hier von «Schreiben» die Rede ist, ist die vierte Stufe gemeint, also das Texteschreiben. Was macht einen Text aus? Nicht nur sein Inhalt, sondern auch seine Funktion. Bei einem Text handelt es sich um eine spezifische Sprachverwendung mit einer spezifischen Absicht. Texte sind Rhetorik. Und da Texte Rhetorik sind, ist der Gedanke, dass sie eben doch auch mündlich sein können, flugs durch die Hintertür wieder hereingeschlüpft. Eine Gruppe von Texten mit gleicher Funktion und gleicher Rhetorik nennt man übrigens «Textsorte».

Die Einsicht, dass Texte eine Funktion haben und damit Werkzeuge sind, führt uns zur fünften und höchsten Stufe des Schreibens. Diese Auffassung wird augenfällig, wenn wir etwa an den folgenden Satz denken: «Anna schreibt Toni einen Brief.» Hier steht nicht so sehr der Brief (der Text) im Vordergrund, sondern vielmehr die Kommunikation. Der Text ist nur insofern von Bedeutung, als er das Kommunikationswerkzeug ist.

Schreiben und Mehrsprachigkeit

In welcher Sprache sind denn nun aber die Texte geschrieben, an die wir denken, wenn wir nicht viel denken? Schreibt Anna Toni einen deutschen Brief? In unserem Land ist mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit damit zu rechnen, dass der andere nicht deutschsprachig ist. Möglicherweise ist Toni ein Romand. Oder seine Muttersprache ist Portugiesisch. Dann schreibt ihm Anna vielleicht einen französischen Brief oder – wahrscheinlicher – einen auf Deutsch, der aber so geschrieben ist, dass Toni als Fremdsprachiger ihn gut versteht. Nur nebenbei: Dass genau dieser Umgang mit Mehrsprachigkeit dem erklärten Willen der Eidgenossenschaft entspricht, ist im «Bundesgesetz über die Landessprachen und die Verständigung zwischen den Sprachgemeinschaften», dem Sprachengesetz von 2007, nachzulesen.

Schreiben als Beruf und Schreiben im Beruf

Wir alle haben mehrere Rollen inne, die wir in unterschiedlichen gesellschaftlichen Feldern ausüben: in der Familie und im Freundeskreis, am Arbeitsplatz, vielleicht in der Öffentlichkeit. Diese Lebensbereiche regeln die Verwendung der (geschriebenen) Sprache und damit das, was man «Sprachdomänen» nennt. Privat schreiben wir anders und anderes als im Beruf. Aber natürlich ist nicht alles berufliche Schreiben gleich und auch nicht gleich wichtig. Die Unterscheidung in Schreiben als Beruf und Schreiben im Beruf ist einleuchtend und hilfreich. Demnach sind die schreibenden Berufe (Journalistin, Korrektor, Kolumnistin) zu unterscheiden von anderen Berufen, in denen zwar auch geschrieben wird, Schreiben aber keine zentrale Rolle spielt (Sozialarbeiter, Ärztin, Informatiker). Als drittes Schreibfeld sind Schule und Hochschule zu nennen, wo Schreiben Lehr- und Lerninhalt ist.



Ein Text ist ein (Sinn-)Gewebe: Tatsächlich geht das Wort «Text» auf das lateinische «textus» (Gewebe) zurück. Hier abgebildet sind Webstühle als sich wiederholendes Muster. Die japanische Seide aus dem frühen 19. Jahrhundert veranschaulicht die Art und Weise, wie sie hergestellt wurde. Es wird also gewissermassen webend das Weben dargestellt – genauso wie im vorliegenden Beitrag schreibend über das Schreiben geplaudert wird.



Schreiben in der Schule

Die Qualitätsansprüche an die Texte von «Professional Writers» sind gewiss höher und vielfältiger als jene an Texte von «Writing Professionals», deren Texte vor allem eines zu sein haben: funktional. Noch einmal anders sieht es im dritten Feld aus. Hier kann ein Textqualitätsmassstab nur begrenzte Gültigkeit haben. Schreibkompetenz eignet man sich immer anhand bestimmter Textsorten an. Das auf diese Weise Erworbene lässt sich nicht ohne Weiteres auf andere Textsorten übertragen. Wer gute Berichte schreibt, schreibt möglicherweise schlechte Webtexte. Dieser Einsicht ist es zu verdanken, dass sich der schulische Schreibunterricht fundamental verändert hat: Das klassische Aufsatzschreiben ist mindestens teilweise einem Schreibunterricht gewichen, der sich an der ausserschulischen Lebenswelt orientiert. Es lässt sich aber nicht wegdiskutieren, dass Lernertexte nie einen echten Adressaten haben.

Schreiben an der Hochschule

Auch an den Hochschulen hat sich die Schreiblehre gewandelt. Genauer gesagt ist sie, zumindest im deutschen Sprachraum, in den letzten wenigen Jahrzehnten erst entstanden. Heute gibt es Schreibmodule, Schreibberatung, Schreibzentren. (In der Schweiz gibt es lediglich an der PH Zürich ein Schreibzentrum, im übrigen deutschen Sprachraum allenthalben.) An Hochschulen schreiben aller-

Schreiben ist soziales und kulturelles Handeln: Wir schreiben Texte, die (in aller Regel) gelesen werden sollen. Aus dieser Lektüre können neue Texte folgen und daraus wieder neue ... Aber auch unser Text ist nicht im luftleeren Raum entstanden; vielmehr geht ihm eine Vielzahl von Texten und damit von Bedeutungsmustern voraus, auf die wir uns schreibend beziehen.

dings nicht nur Studierende, sondern auch Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, für die das Schreiben berufliches Schreiben ist. Die «Scientific Communities», diese so potenten wie wenig fassbaren Grössen, sind je nach Disziplin zunehmend englischsprachig. Wer beim Schweizerischen Nationalfonds ein Gesuch einreicht, muss dies für zahlreiche Disziplinen auf Englisch tun; Eingaben für geistes- und sozialwissenschaftliche Projekte sind nach wie vor in einer Schweizer Amtssprache möglich. Verwendet man in den Naturwissenschaften nur noch Englisch als Verkehrssprache, läuft zum Beispiel das Deutsche Gefahr, nach einiger Zeit die notwendigen sprachlichen Mittel für die Wissenschaftsdomäne zu verlieren. Aber was soll man denn tun, wenn man insbesondere in den Naturwissenschaften Erfolg haben will? Unterschiedliche Sprachen sind unterschiedlich viel wert, nicht nur in den Wissenschaften. Oft zählt sich die Beherrschung des Englischen aus, abhängig vom Berufsfeld kann es aber auch eine Landessprache sein. (Für die Romands lohnt es sich in der Regel, die deutsche Sprache zu beherrschen, hélas!) Wer eine oder mehrere potente Sprachen beherrscht, verdient mehr. Das lässt sich wissenschaftlich belegen. Ach, es ist eine vertrackte Angelegenheit.

Schreiben und Status

Unabhängig von der Sprache eines Textes: Ist es wichtig, dass Texte fehlerfrei sind? Die Antwort lautet Ja. Man mag das weder gut noch gerecht finden, aber wir wissen, dass Verfasser fehlerhafter Bewerbungsschreiben seltener zum Gespräch eingeladen werden. Ein sogenannt «distinktiver» Sprachgebrauch ist ein Beispiel dafür, was man unter «symbolischem Kapital» versteht: Man spricht und schreibt korrekt und hebt sich damit vom Rest der Welt ab, der die Sprache eben nicht richtig beherrscht. Der Begriff, der auf Pierre Bourdieus Werk «La distinction: critique sociale du jugement» von 1979 zurückgeht, bezeichnet die Chancen, die zur Gewinnung und Erhaltung sozialer Anerkennung führen. Was wir uns mit viel Anstrengung erarbeitet haben – zum Beispiel fehlerfreies Deutsch –, soll sich nun gesellschaftlich auszahlen, und diesen Anspruch verteidigen wir gnadenlos. Die so motivierte Dynamik, angetrieben durch das Streben nach Status, läuft kaum je bewusst ab. Entsprechend sind die Regulierungsmechanismen implizit, gewissermassen zwischen den Zeilen. Gerade nett ist all das nicht – wir alle aber halten diese Dynamik am Laufen.

In diesem Heft geht es um Freiheit. Wer frei ist, darf neugierig sein, Fragen stellen, Hypothesen formulieren, nach Antworten suchen. Die Freiheit des Geistes ist wohl die grösste Freiheit überhaupt. Wissenschaft kann nur in Freiheit gedeihen. Eine freie Welt ist eine gute Welt. In einer guten Welt dürfen wir nicht nur denken, was wir wollen, sondern auch (fast alles) schreiben, was wir wollen. Aber es ist wichtig, dass wir nicht so schreiben, wie wir gerade wollen, sondern uns erst überlegen, wie wir sprachlich unserer Rolle, dem Adressaten, der Textsorte, dem (sprachlichen) Kontext und den Erwartungen der Domäne gerecht werden. Denn gute Texte sind immer angemessene Texte.

Literatur

- Adamzik, Kirsten, Antos, Gerd und Eva-Maria Jakobs (1997): Domänen- und kulturspezifisches Schreiben. Textproduktion und Medium, Frankfurt.
- Becker-Mrotzek, Michael (2004): Aufsatz- und Schreibdidaktik, in: Knapp, Karlfried et al. (Hg.): Angewandte Linguistik. Ein Lehrbuch. Tübingen und Basel, S. 36–55.
- Bourdieu, Pierre (1979): La distinction: critique sociale du jugement, Paris.
- Brinker, Klaus, Cölfen, Hermann und Steffen Pappert (2014): Linguistische Textanalyse. Eine Einführung in Grundbegriffe und Methoden (Grundlagen der Germanistik 29), Berlin.
- Burkhalter, Katrin und Cornelia Czapla (2021): Gute Texte schreiben mit dem Sachtextriangul. Ein bifokales Schreibdidaktik-Instrument für Hochschule und Beruf, in: Czapla, Cornelia, Loesch, Cristina und Christian Segerer (Hg.): Fachschreibdidaktik MINT. Weinheim und Basel, S. 118–139.
- Janich, Nina (Hg.) (2008): Textlinguistik. 15 Einführungen. Tübingen.
- Ludwig, Otto (2003): Konzeptionen des Schreibens, in: Der Deutschunterricht 3/2003, S. 4–13.
- Weder, Mirjam und Afra Sturm (2016): Schreibkompetenz, Schreibmotivation, Schreibförderung. Grundlagen und Modelle zum Schreiben als soziale Praxis, Seelze.

DOI

<https://doi.org/10.5281/zenodo.10404453>

Zur Autorin

Katrin Burkhalter (www.schreibschraube.ch) ist Redaktorin der Zweimonatsschrift «Sprachspiegel», Lehrbeauftragte für wissenschaftliches Schreiben und Projektcoach an der Berner Fachhochschule (Departement Gesundheit), Leiterin von Schreibkursen beim Kanton Bern und bei der Stadt Bern sowie Co-Autorin einer Einführung in die Schreibwissenschaft (erscheint 2025). Von 2018 bis 2023 war sie Präsidentin von www.forumschreiben.ch.

